Melanie Benjamin

Die Königin des Ritz

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Anke Kreutzer

DROEMER

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO_2-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411
FSC
www.fsc.org

Deutsche Erstausgabe September 2020
Droemer Verlag
© 2019 Melanie Benjamin
© 2020 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Claudia Wuttke
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
nach einem Entwurf von Laura Klynstra
Coverabbildung: H. Armstrong Roberts/ClassicStock
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-28255-7

2 4 5 3 1

Für Ben, der hierauf warten musste.

LILY

Blanche ist tot.

Manchmal ist der Tod eine Gnade, und ich glaube, bei Blanche war es so. Gerade weil sie zu Lebzeiten vor Energie und Temperament nur so sprühte – das ist auch die Blanche, deren Andenken ich bewahren werde. Ich habe so viele Erinnerungen an sie: Blanche, wie sie ein Shanty singt und dabei ein Glas Champagner auf dem Handrücken balanciert; Blanche, wie sie einem Straßenmädchen den Charleston beibringt; Blanche, wie sie jemandem, der es eigentlich nicht verdient hat, unaufdringlich ihre Anteilnahme zeigt; Blanche, wie sie dir gleich einem trotzigen Kind den Rücken kehrt und mit dem Fuß aufstampft.

Die vor Mut strotzende Blanche, die törichterweise jene provoziert, denen man besser nicht in die Quere kommt.

Doch am nachhaltigsten ist mir in Erinnerung geblieben, wie ich Blanche zum ersten Mal begegnet bin, in der Umgebung, die ihr wie auf den Leib zugeschnitten war: im Ritz. Ihrem geliebten Ritz.

An dem Tag, an dem 1940 die Nazis auf der Bildfläche erschienen, war Blanche nicht da; sie befand sich auf dem Nachhauseweg aus Südfrankreich. Doch sie hat mir erzählt, wie an jenem Tag die Dinge ihren Lauf nahmen.

Wie die Angestellten und Gäste des Ritz sie zuerst nur hörten: die Panzer und Kübelwagen, die auf den weitläufigen Platz gedonnert kamen und rings um den hohen Obelisken, von dessen Spitze aus Napoleon entsetzt hinunterstarrte, in Stellung gingen. Danach das Klirren der metallbeschlagenen Stiefelabsätze auf dem Kopfsteinpflaster, zuerst leise und von ferne, dann, sowie die Deutschen näher und näher kamen, immer lauter. Sie rangen die Hände, sie

tauschten Blicke, einige von ihnen schossen wie der Blitz zum Personaleingang im Untergeschoss. Doch sie kamen nicht weit.

Madame Ritz selbst, klein, elegant in ihrem besten schwarzen Kleid, immer noch im Stil der Zwanzigerjahre, wartete drinnen am Eingang ihres Domizils, des prächtigsten Hotels in ganz Paris. Zitternd hielt sie die juwelengeschmückten Hände vor sich gefaltet; mehr als einmal blickte sie zu dem riesigen Porträt ihres verstorbenen Mannes empor, als könne ihr sein gemaltes Konterfei sagen, was sie jetzt machen sollte.

Einige der Angestellten arbeiteten schon seit der Eröffnung des Hotels im Jahre 1898 bei ihr, bei ihrem Mann und konnten sich noch daran erinnern, wie diese Flügeltür zum allerersten Mal aufflog. Wie die illustre, bunte Schar der Gäste die luxuriös ausgestaltete Eingangshalle mit ihrem Glanz erfüllte und ihrerseits ehrfürchtig staunte. Ein einfaches Foyer hätte Monsieur Ritz bei seinem neuen Hotel nicht genügt; keine gewöhnlichen Sterblichen sollten ihren Schatten auf die vergoldeten Eingangstüren werfen. Prinzen und Herzoginnen und die Reichsten der Reichen: Marcel Proust, Sarah Bernhardt. Und als dann die Musiker aufspielten, die Kandelaber erstrahlten, als die Küche Berge von Tabletts mit Auguste Escoffiers erlesenen Kreationen hinaufschickte – Vanille-Meringues, mit kandierten Lavendel- und Veilchenblättern dekoriert, Tournedos Rossini, üppige Pasteten, sogar Pfirsich Melba zu Ehren von Madame Nellie Melba, die eingewilligt hatte, den Gästen im späteren Verlauf des Abends ein Ständchen zu bringen –, zupften sie sich ein letztes Mal ihre neuen Uniformen zurecht und lächelten, erpicht darauf, ihr Bestes zu geben, etwas zu holen, zu tragen, anzubieten, zu polieren, abzustauben, zu wischen, zu hacken, zu falten, zu trösten, in Ordnung zu bringen. Zu verwöhnen, zu verhätscheln. Sie waren begeistert, daran Anteil zu haben – an der Eröffnung eines neuen Grandhotels, des einzigen auf der

Welt, das Zimmer mit Bad und mit Telefon bot und, statt Gaslicht, von oben bis unten mit Kabeln für die neue Stromversorgung ausgestattet war.

Das Hôtel Ritz, am Place Vendôme.

An diesem Tag lächelten sie nicht. Einige weinten vor aller Augen, als die Deutschen zur Eingangstür hereinstürmten und, das Gewehr geschultert, die Pistole im Holster, mit ihren staubigen schwarzen Stiefeln die Teppiche verdreckten. Sie zogen nicht die Mützen, diese gebieterischen Mützen mit dem Adler-Abzeichen. Ihre Uniformen, graugrün, die Farbe von Haricots Verts, von grünen Bohnen, hoben sich hässlich vom schimmernden Gold und Marmor und Kristall der Hallen, den kostbaren Gobelins an den Wänden, dem Königsblau des teppichbelegten herrschaftlichen Treppenaufgangs ab.

Beim Anblick der blutroten Armbinden mit der bedrohlichen schwarzen Spinne des Hakenkreuzes ging ein Zittern durch die Reihen. Die Deutschen waren da. Nachdem die französische Armee wie eine von Monsieur Escoffiers Plundertaschen zerbröselt war, nachdem sich die Maginot-Linie als naive Illusion erwiesen hatte und die britischen Verbündeten sich in Dunkerque über den Ärmelkanal aus Frankreich abgesetzt hatten, war eingetreten, was jeder vorausgesehen hatte. Die Deutschen waren da. In Frankreich, in Paris. Im Hôtel Ritz, am Place Vendôme.

KAPITEL 1

BLANCHE

Juni 1940

Ihre Schuhe. Die Schuhe machen ihr Sorgen, ist das zu fassen? Als habe diese Frau an diesem schrecklichen Tag nicht gewichtigere Gründe, sich Sorgen zu machen, sind es ausgerechnet ihre Schuhe.

Doch zu ihrer Verteidigung sei gesagt, dass sie tatsächlich ein Problem sind, wenn man bedenkt, wer sie ist und wo sie gerade hinwill. Sie sind schmutzig, lehmverkrustet, die Absätze durchgelaufen. Und so hat sie, als ihr Mann ihr aus dem Zug hilft, nur den einen Gedanken, wie sich wohl Coco Chanel über sie das böse Maul zerreißen wird, wenn sie ihr so unter die Augen tritt. Wie sie wohl alle reagieren werden, wenn sie sich mit schäbigen Schuhen und zerrissenen Strümpfen an den wohlgeformten Waden im Ritz blicken lässt. Gegen ihre Strümpfe kann sie nichts machen, selbst Blanche Auzello würde es im Traum nicht einfallen, in aller Öffentlichkeit die Strümpfe zu wechseln, doch sie hält verzweifelt Ausschau nach einer Bank, um aus einem ihrer Koffer ein anderes Paar Schuhe zu kramen. Bevor sie allerdings den Mund aufmachen kann, um ihrem Mann Bescheid zu sagen, werden sie beide von einer Woge von Menschen mitgerissen – was sind das nun für Leute? Franzosen? Deutsche? Flüchtlinge? –, die panisch, konfus aus dem Gare du Nord strömen, um in banger Erwartung zu begreifen, was in ihrer Abwesenheit aus Paris geworden ist. Blanche und ihr Mann fügen sich in die Masse der Ungewaschenen ein; Dreck und Asche haben sich überall in Hautfalten festge-

setzt, in den Kniekehlen, in den Armbeugen, hinter den Ohren, unter dem verschwitzten Kinn. Und dann die rußverschmierten Gesichter. Seit Tagen haben sie die Kleider nicht gewechselt; Claude hat seine Hauptmannsuniform in den Koffer gepackt, bevor sie seine Garnison verlassen haben. »Um sie bald wieder zu tragen«, hat er gesagt, um Blanche zu beruhigen oder wohl eher, wie sie vermutet, sich selbst. »Wenn wir zurückschlagen. Was wir ganz bestimmt tun werden.« Dabei weiß niemand, ob und, wenn überhaupt, wann es dazu kommen wird. Nachdem die Deutschen Frankreich eingenommen haben.

Draußen lösen sich Mme und M. Auzello endlich aus der Menge und ruhen sich einen Moment aus, um all das Gepäck abzustellen, das ihnen aus den Fingern gleitet; als sie vor neun Monaten packten, hatten sie keine Ahnung, wie lange sie weg sein würden. Ohne nachzudenken, sehen sie sich in der üblichen Schlange vor dem Bahnhofseingang nach einem Taxi um, doch es gibt keins. Es sind überhaupt keine Autos auf den Straßen, lediglich ein einsamer Karren und das jämmerlichste Pferd davorgespannt, das Blanche je gesehen hat.

Auch Claudes Blick wandert zu dem dürren Gaul. Mit dem keuchenden Atem, dem Schaum, der ihm vom Maul tropft, und Rippen, die sich so scharf unter der Haut abzeichnen, als habe man das Fleisch herausgeschnitten. Er schüttelt den Kopf. »Das Tier wird es nicht einmal bis zum nächsten Morgen schaffen.«

»Sie da!« Blanche marschiert zu dem Kutscher auf dem Karren hinüber, einem Mann mit kleinen Augen und einem Zahnlückenlächeln.

»Ja, Madame? Zehn Franc. Zehn, und ich bringe Sie überall in Paris hin, wohin Sie wollen! Ich habe den einzigen Pferdekarren im Umkreis von zwanzig Kilometern!«

»Spannen Sie auf der Stelle ab. Sie Mistkerl, dieses Pferd

bricht jeden Moment zusammen. Sehen Sie das denn nicht? Es gehört in den Stall und braucht Futter.«

»Dämliche Kuh«, murmelt der Mann, seufzt und deutet auf die Straße, auf der es von Fußgängern wimmelt. »Kapieren Sie denn nicht? Als die Nazis kamen, haben sie jedes gesunde Tier beschlagnahmt. Dieser Klappergaul ist alles, womit ich meinen Lebensunterhalt noch bestreiten kann.«

»Ist mir egal. Ich zahle Ihnen zwanzig Franc, wenn Sie dieses Tier ausspannen, damit es sich einfach eine Weile hinlegen kann.«

»Wenn er sich hinlegt, kommt er nicht wieder hoch.« Der Mann wirft einen Blick auf das arme Geschöpf, das auf seinen krummen Beinen schwankt, und zuckt die Achseln. »Schätze, der bringt noch drei, vielleicht auch vier Fahrten, dann ist er hin. Und ich auch.«

Doch jetzt ist Claude herbeigeeilt und hält seine Frau zurück, als sie mit einem großen Satz auf das armselige Pferd und seinen Besitzer zuspringen will.

»Scht, Blanche, scht. Hör auf. Wir müssen los. Du kannst nicht alles retten, was hin ist in Paris, Schatz. Schon gar nicht jetzt.«

»Versuch ja nicht, mich davon abzuhalten!« Aber dann lässt sie sich doch von ihrem Mann vom Bahnhof wegführen. Denn eines ist nicht zu leugnen: Die Auzellos sind immer noch ein gutes Stück vom Ritz entfernt.

»Ich hätte ja ein Telegramm geschickt, damit uns jemand abholt«, sagt Claude und wischt sich mit seinem schmutzigen Taschentuch über die Stirn; beim Anblick des dreckigen Stück Stoffs verzieht er das Gesicht. Blanches Mann sehnt sich nach einem sauberen Taschentuch wie sie nach sauberen Schuhen. »Aber …«

Blanche nickt. Im Zuge des Einmarschs wurden sämtliche Telegrafen- und Telefonleitungen, die Paris mit der Außenwelt verbinden, gekappt.

»Monsieur! Madame!« Vor ihnen tauchen zwei geschäftstüchtige Jungen auf, die sich erbieten, ihnen für drei Francs das Gepäck zu tragen. Claude schlägt ein, und sie folgen den Gassenkindern durch die gewöhnlich so chaotischen Straßen von Paris. Unwillkürlich muss Blanche daran denken, wie sie zum ersten Mal versucht hat, sich auf der Ringstraße um den Arc de Triomphe zwischen all den Fahrzeugen, die kreuz und quer in alle Richtungen strebten, hindurchzumanövrieren. Heute dagegen verblüfft sie das gänzliche Fehlen von Verkehr.

»Die Deutschen konfiszieren jedes Auto«, sagt einer der Jungen, ein hochgewachsener, blasser Bengel mit blondem Haar und einem abgebrochenen Schneidezahn im kessen Ton eines Jugendlichen, der mehr weiß als die Erwachsenen. »Für ihre Armee.«

»Lieber würde ich ihn in die Luft jagen, als meinen Wagen den *Boche* zu überlassen«, murmelt Claude, und Blanche liegt schon die Bemerkung auf der Zunge, dass sie keinen eigenen Wagen haben. Doch sie beherrscht sich; sogar Blanche sieht ein, dass ein solcher Hinweis im Moment unpassend wäre.

Während der seltsame kleine Trupp dahintrottet, dringt ihr noch etwas anderes ins Bewusstsein: das Schweigen. Nicht nur seitens der verblüfften Menschen, die aus dem Bahnhof stolpern und sich wie eine verschlammte Regenpfütze durch die Stadt ausbreiten, sondern *überall.* Wenn es in Paris eine Konstante gibt, dann ist es der rege *Austausch von Worten:* Cafétische, an denen sich die eng sitzenden Gäste über die Farbe der Sonne streiten. Und die Bürgersteige, auf denen die Pariser mitten im Gedränge stehen bleiben, um ihren Weggefährten mit dem spitzen Finger ein besonders stichhaltiges Argument zu liefern, sei es über Politik, den Schnitt des Anzugs, das beste Käsegeschäft, egal was. Die Pariser, das weiß Blanche nur zu gut, lieben das Palavern.

Heute sind die Cafés menschenleer. Ebenso die Bürgersteige. In den verlassenen Gärten spielen keine lärmenden Schulkinder in Uniform. Es singen keine Straßenverkäufer, während sie ihre Leiterwagen durch die Gassen schieben; nirgends sind Ladenbesitzer zu sehen, die mit ihren Lieferanten feilschen.

Dennoch spürt sie Blicke, die sich auf sie richten, sie täuscht sich nicht. Trotz der Hitze in der unbarmherzigen Sonne läuft ihr ein Schauder herunter, und sie hakt sich bei ihrem Mann ein.

»Sieh mal«, flüstert er und deutet mit dem Kopf nach oben. Blanche folgt seinem Blick. Aus den Fenstern unter den Mansardendächern spähen überall Menschen heimlich hinter Spitzengardinen nach draußen. Ihr Blick wird von etwas weiter oben angezogen, das dort in der Sonne aufblitzt, auf den Firsten der Dächer.

Nazisoldaten mit glänzenden Gewehren spähen von dort oben auf sie herab.

Sie zittert. Bis zu diesem Augenblick sind sie keinen Soldaten begegnet. Die Deutschen waren nicht bis Nîmes vorgedrungen, wo Claude bis zu Beginn des Sitzkriegs stationiert war, nicht einmal auf der Zugfahrt nach Paris, bei der alle solche Angst davor hatten, so wie andere auf ihrer Flucht bombardiert zu werden, auch wenn natürlich an jeder planmäßigen oder unplanmäßigen Station alle Gespräche verstummten und alle Passagiere den Atem anhielten aus Angst, deutsche Wortfetzen, deutsche Stiefel, deutsche Schüsse zu hören. Trotz alledem waren die Auzellos bislang keinem einzigen Nazi begegnet.

Hier daheim jetzt schon. Es ist verflucht noch mal wirklich passiert. Die Nazis haben wirklich und wahrhaftig Paris eingenommen.

Blanche holt tief Luft – ihr tun die Rippen weh, ihr knurrt der Magen, sie weiß nicht einmal mehr, wann sie das letzte

Mal gegessen haben – und läuft in ihren ausgetretenen Schuhen weiter. Endlich gelangen sie zu dem riesigen gepflasterten Geviert des Place Vendôme; auch hier sind keine Zivilisten zu sehen. Soldaten ja.

Blanche schnappt nach Luft; Claude auch. Denn auf dem Platz stehen Nazipanzer rings um die Statue von Napoleon. Eine riesige Fahne der Nazis mit ihrem Hakenkreuz, der verdrehten Swastika, hängt über mehreren Eingangstüren – auch am Ritz. Ihres und ihres Mannes ach so geliebtem Ritz.

Und oben auf der Eingangstreppe stehen zwei Nazisoldaten. Mit Gewehren.

Es klappert und poltert zu ihren Füßen. Die Jungen haben ihr Gepäck aufs Pflaster fallen lassen und flitzen in Windeseile davon. Claude blickt ihnen hinterher.

»Vielleicht sollten wir besser zur Wohnung gehen«, sagt er und zieht erneut sein schmutziges Taschentuch heraus. Zum ersten Mal an diesem Tag – zum allerersten Mal, seit Blanche ihn kennt – sieht sie ihren Mann ratlos. Und in diesem Moment begreift sie, dass nichts mehr so ist wie früher.

»Unsinn«, erwidert Blanche und spürt einen heißen Blutstrom durch ihre Adern pulsieren – das Blut einer anderen, einer mutigen Frau, so scheint es, die vor den Nazis nichts zu verbergen hat. Zu ihrer eigenen Überraschung und erst recht zu Claudes greift sie zum Gepäck und marschiert zielstrebig auf die beiden Soldaten zu. »Wir gehen jetzt da rein, Claude Auzello. Denn *du* bist der Direktor des Ritz.«

Claude will ihr widersprechen, doch ausnahmsweise einmal schluckt er seinen Protest herunter. Schweigend nähern sie sich den beiden Wachposten, die zwei Schritte auf sie zukommen, jedoch gottlob nicht die Waffen gegen sie richten.

»Das ist Herr Claude Auzello, Direktor des Ritz«, erklärt Blanche in ihrem besten Deutsch, einem so fließenden, von Selbstbewusstsein strotzenden Deutsch, dass es nicht nur ihren Mann, sondern auch sie selbst überrascht. Schließlich

spricht, glaubt man Claude, seine in Amerika geborene Frau Französisch mit dem fürchterlichsten Akzent, den man je gehört hat, und so vernimmt er mit ungläubigem Staunen dieses makellose Deutsch.

Andererseits haben die Auzellos sich seit ihrer ersten Begegnung wechselseitig immer wieder in Erstaunen versetzt.

»Ich bin Frau Auzello. Wir wüschen mit einem Offizier zu sprechen. *Sofort!*«

Den Soldaten hat sie offenbar einen gehörigen Schrecken eingejagt, einer von ihnen eilt prompt ins Hotel. Claude flüstert: »*Mon Dieu,* Blanche«, und an der Art, wie er die Finger um seine Gepäckstücke krallt, sieht sie, dass es ihn äußerste Beherrschung kostet, sich nicht auf diese hochnotpeinliche Art der französischen Katholiken zu bekreuzigen.

Auch wenn sie am ganzen Leib zittert, steht Blanche kerzengerade, ja, fast gebieterisch da, und als der Offizier, ein kleinwüchsiger Mann mit rotem Gesicht, erscheint, hat sie sich genau zurechtgelegt, was sie sagen wird.

Denn sie ist Blanche Ross Auzello. Amerikanerin. Pariserin und vieles andere mehr in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, das sie von jetzt an für sich behalten wird. Aber hat sie nicht andererseits das meiste davon in diesen letzten zwanzig Jahren für sich behalten? Sie ist also sehr gut in der Kunst der Verschleierung. Und, wie sie zugeben muss, ihr Ehemann auch.

Vielleicht schweißt dies diese beiden noch stärker zusammen, als dass es sie trennt.

»Herr Auzello! Frau Auzello! Es freut mich, Sie kennenzulernen!« Der befehlshabende Offizier, der zur Tür herausstürzt, begrüßt sie aalglatt in fehlerfreiem Französisch, sein harter, gutturaler Akzent verrät jedoch die deutsche Herkunft. Er verbeugt sich vor Claude und macht Anstalten, Blanche die Hand zu küssen, die sie gerade noch rechtzeitig hinter dem Rücken versteckt.

Denn auch sie zittert plötzlich.

»Willkommen zurück im Ritz. Wir haben so viel über Sie gehört. Ich wollte Sie persönlich davon in Kenntnis setzen, dass die Hotelleitung in den hinteren Teil verlegt wurde.« Der Nazi deutet mit dem Kopf Richtung Rue Cambon an der rückwärtigen Gebäudefront. »Wir, wir Deutschen, haben uns dank der Gastfreundschaft Ihres Personals hier auf der Seite zum Place Vendôme häuslich eingerichtet. Ihre anderen Gäste verteilen sich über die Räumlichkeiten nach hinten hinaus. Und wir haben uns erlaubt, Ihre persönlichen Sachen aus Ihrem Büro in ein anderes zu schaffen, einen Raum auf der Galerie über dem rückwärtigen Foyer. Im Übrigen ist ein großer Teil Ihres Personals geblieben und erwartet Ihre Anweisungen.«

»Bestens, bestens«, hört sich Blanche erwidern, so als habe sie jeden Tag mit Nazioffizieren zu tun, und sie wundert sich selbst über ihren Auftritt. Wäre doch gelacht, wenn ein deutscher Einmarsch nicht die Schauspielerin aus ihr machte, die sie immer werden wollte. »Nichts weniger habe ich erwartet. Und wenn dann jetzt bitte Ihre Männer unser Gepäck für uns rübertragen würden?«

Mit einem ermunternden Lächeln dreht sie sich zu Claude um, der, wie sie erschrocken sieht, unter seiner frischen Sonnenbräune aus Südfrankreich bleich geworden ist. Als die beiden Soldaten ihre Gepäckstücke aufheben, entgeht ihr nicht, wie Claude die Finger fester um seinen Aktenkoffer krallt und ihm dabei die Nackenmuskeln zucken. Sie wirft ihm einen fragenden Blick zu, doch sein Gesichtsausdruck bleibt sorglos und ungerührt.

Sie folgen den zwei Soldaten über den Platz und wenden sich dann nach links zur schmalen, aber unglaublich schicken Rue Cambon. Und auch jetzt wieder spürt sie unsichtbare Augen auf sich gerichtet. Sie greift nach Claudes freier Hand; er hält sie fest in seinem Griff. So fest miteinander

verbunden, werden sie beide nicht wanken, da ist sie sich vollkommen sicher. Es ist das Einzige, worin sie sich sicher ist in diesem unglaublichen Wunderland-Moment, in dem nichts so ist, wie es sein sollte.

In dem sie von Nazisoldaten zum Hintereingang des Ritz geleitet werden.

Sie folgen den Soldaten durch den kleineren Eingang, und augenblicklich füllt sich das Foyer im Taschenformat mit vertrauten Gesichtern, niedergeschlagen und blass, doch mit einem erleichterten Lächeln beim Anblick der heimgekehrten Auzellos. Auch Blanche lächelt und nickt in die Runde, doch die Leute kommen nicht herüber, um mit ihnen zu plaudern. Blanche spürt, dass ihr Mann vom Ansturm der Gefühle überwältigt ist, als ihn die Mitarbeiter willkommen heißen, die er vor fast einem Jahr verlassen hat, seine Familie, seine Kinder im wahrsten Sinne des Wortes. Normalerweise hätte ihr Mann Blanche jetzt stehen gelassen, um sich nach so langer Zeit mit ihnen auszutauschen, in seinem Büro eine Flasche Portwein zu köpfen, sich all die Geschichten anzuhören, die sie sich für seine Rückkehr aufgehoben haben: Die junge Floristin ist gegangen und hat ihren Liebhaber geheiratet; wir haben jetzt einen neuen Butterlieferanten, nachdem der alte gestorben ist und seine Kinder die Molkerei verkauft haben.

Doch heute, vermutet Blanche, weiß er ganz genau, dass die Geschichten weder harmlos noch alltäglich sind. In diesen Geschichten verschwinden Mitarbeiter im Chaos des Einmarschs, sterben junge Pagen in der Schlacht und heiratet diese hübsche junge Floristin mit dem Nachnamen Shabat nun doch nicht, sondern versucht verzweifelt, ein Visum für England zu bekommen. In diesen Geschichten geht es darum, wie die Nazis hier in seinem Hotel die Führung übernehmen wollen – und ja, in den Augen ihres

Mannes ist das Ritz sein Hotel, auch wenn es eigentlich der Familie von César Ritz gehört. In dieser Hinsicht ist er arrogant, ihr Claude. Und wenn Blanche ehrlich ist, was sie sich mindestens einmal am Tag zugesteht, dann gehört das zu den Dingen, die sie an ihm am meisten bewundert.

Claude hat es schrecklich eilig, in ihre Suite zu kommen. Blanche muss in den Laufschritt verfallen, um mit ihm und den Soldaten in ihren schwarzen, mit Stahlkappen verstärkten Stiefeln auf den luxuriösen Teppichen mitzuhalten. Und sie ertappt sich bei dem besorgten Gedanken, dass diese Behandlung den Teppichen nicht gut bekommt. Diese Teppiche sind geschmeidige Lederabsätze gewohnt. Was sie wieder an ihre eigenen Schuhe erinnert, mit denen sie den Straßenschmutz abtritt, und zum ersten Mal seit Langem fühlt sie sich in ihrer Umgebung deplatziert.

Im Lauf der Jahre hat Blanche gelernt, sich dem Standard des Ritz gemäß zu kleiden. Das Haus hat etwas, das einen anspornt, nur das Beste zu tragen, aufrechter zu sitzen, leiser zu reden, den besten Schmuck anzulegen und einen letzten prüfenden Blick in den Spiegel zu werfen, bevor man sich in die Marmorhallen begibt, in denen alles blitzblank strahlt und glänzt. Diejenigen, die dies alles auf Hochglanz bringen, treten in dem Moment, in dem sie einen Gast erblicken, in versteckte Kammern und Ecken zurück, sodass der Eindruck eines Zauberschlosses entsteht, von dienstbaren Geistern liebevoll gehegt und gepflegt, die nur bei Nacht aus ihren Verstecken kommen.

Doch jetzt fällt ihr Blick auf die Naziflaggen, die in den riesigen Kübeln mit den Palmen aufgepflanzt sind. Sie bemerkt die Stille, die über den opulenten Hallen, Fluren und Sitzecken liegt; sie hat das Gefühl, dass sich hinter jeder Tür ein Ohr an das schimmernde Holz drückt und horcht. Und sie vergisst ihre Schuhe wieder.

Die Auzellos werden zu ihrer alten Suite geleitet, die praktischerweise ohnehin an der Rue Cambon liegt. Die Gepäckstücke werden ordentlich für sie abgestellt, aber Blanche wird einen Teufel tun, einem Nazi ein Trinkgeld zu geben; sie nickt den Soldaten nur stumm zu, als sie gehen. Claude und Blanche kehren einander den Rücken – zu schmerzlich, sich gegenseitig diesen Albtraum einer Heimkehr einzugestehen. Stattdessen wandern sie wie Touristen von Raum zu Raum und schauen sich um. Ungläubig registriert Blanche die Staubschicht, die alle Flächen bedeckt, früher undenkbar. In der vergoldeten Tapete macht sie ein paar feine Risse aus. Ob hier vor der Besatzung irgendwo in der Nähe Bomben niedergegangen sind? Die Luft ist abgestanden, als ob die kleine Suite, zumindest für die Verhältnisse des Ritz, bis zu ihrer Rückkehr den Atem angehalten hätte. Sie öffnet ein Fenster. Unten stehen Nazisoldaten in einer Traube zusammen; sie schwatzen und lachen vergnügt miteinander wie Schuljungen auf einer Ferienreise.

»Wieso hast du dich da draußen wie ein schuldbewusstes Kind benommen?« Mit einem Schauder tritt sie vom Fenster zurück und dreht sich endlich zu Claude um, der immer noch seinen Aktenkoffer in der Hand hält.

»Ich habe …« Er bricht in ein nervöses Lachen aus, unter dem sein gepflegtes kleines Lippenbärtchen zuckt, und blinzelt wiederholt mit den leicht vorstehenden Augen. »Ach, Blanchette, wie töricht du manchmal sein kannst. Ich habe Papiere dabei.« Er pocht auf das Köfferchen. »*Illegale* Papiere. Blanko-Reisepässe und Demobilisierungspapiere. Ich habe sie aus unserer Garnison gestohlen, um sie hier in Paris Menschen zu geben, die … die sie vielleicht brauchen können. Hätten die Nazis sie entdeckt, wäre ich dafür wohl ins Gefängnis gekommen.«

»Um Gottes willen, Claude!« Diesmal wird Blanche kreidebleich. Bei dem Gedanken, was alles hätte passieren kön-

nen, lässt sie sich in einen Sessel sinken. »Ach, Claude, du hättest es mir bei der Abreise in Nîmes sagen sollen.«

»Nein.« Claude schüttelt den Kopf, fährt mit den Fingern unter seinen Kragen. »Nein, Blanche. Es gibt Dinge, die du besser nicht weißt. Zu deinem eigenen Besten.« Und da ist er wieder der Alte, Blanches Mann; ihr ach so schrecklich *französischer* Mann mit seinen Prinzipien und Proklamationen. Seit siebzehn Jahren sind sie nun schon ein Ehepaar, und immer noch versucht er, aus einem rebellischen amerikanischen Flapper eine fügsame französische Mademoiselle zu machen.

»Ach, Claude, nicht wieder diese alte Leier, ja? Nach allem, was wir dieses Jahr durchgemacht haben? Nach allem, was wir heute gesehen haben?«

»Ich habe keine Ahnung, was du meinst, Blanche«, sagt ihr Mann in diesem hochnäsigen Ton, der sie normalerweise wie ein rotes Tuch in Rage bringt. Und mit einem Anflug von Schuldbewusstsein fällt ihr wieder ein, dass ein paar dieser Risse in der Tapete schon lange vor ihrer Abreise da waren und an die Wand geschleuderten Vasen oder Kerzenleuchtern geschuldet sind, die das Ergebnis einer ihrer zahllosen Auseinandersetzungen mit ihm über das Wesen der Ehe waren. Insbesondere ihrer Ehe.

Doch heute ist Blanche zu erschöpft und zu verwirrt, um sich zu streiten. Mit einem Mal auch zu durstig. Wann hat sie das letzte Mal etwas getrunken? Das muss Tage her sein. Sie lacht, auch wenn es ihr hohl in den Ohren klingt. Ein deutscher Einmarsch ist eine tolle Art, auszutrocknen.

»Nun ja, so weit, so gut«, sagt sie und merkt zu ihrer eigenen Verwunderung, dass sie sich eine Träne aus dem Auge wischen muss. »Es war wohl zu schön, um wahr zu sein.«

»Wie meinst du das?« Claude, der sich in der Suite nach einem geeigneten Versteck für seine geschmuggelten Papiere umblickt, sieht sie verständnislos an.

»Ich meine, dass sich letztlich nichts geändert hat. Nach dieser Zeit in Nîmes, als wir – als wir beinahe ein Eheleben hatten. Auch wenn Paris unter deutscher Besatzung ist, lügst du mich immer noch an.«

»Nein, nein, du verstehst das völlig falsch«, sagt Claude – zu Blanches Überraschung klingt er traurig. Er lässt das Köfferchen auf einen Tisch fallen, als habe er nicht länger die Kraft, diese Bürde zu tragen. Sein Gesicht glättet sich und wirkt wieder fast so jung und geschmeidig, jederzeit zu einem Lächeln aufgelegt, wie bei ihrer ersten Begegnung. Einen Moment lang sieht er reuig aus, und Blanche beugt sich, die Hände wie ein junges Mädchen ans Herz gedrückt, zu ihm vor. Ein törichtes, aber hoffnungsvolles junges Mädchen.

Doch Claude äußert sich nicht weiter dazu, was sie falsch verstanden hat, und so zuckt Blanche die Achseln, das Einzige, was sie in Claudes Augen genauso gut wie jede Französin, wenn nicht sogar besser macht, und fängt an auszupacken.

»Also.« Claude streckt die Glieder, beugt sich weit zurück, sodass es alarmierend knackt, und sein sonst so unerschütterliches Gesicht wirkt dermaßen erschöpft, dass sie ihm, trotz ihrer Enttäuschung, am liebsten ein Bad einlassen und ihn ins Bett stecken möchte. »Ich muss zu Madame Ritz rüber und sehen, was auf der anderen Seite vor sich geht, da, wo die Deutschen residieren. Nazis in César Ritz' Palast – *mon Dieu!* Er würde sich im Grab umdrehen.«

»Geh nur, geh. Du bist sowieso nicht zu gebrauchen, bis du jeden Zentimeter deines geliebten Ritz abgeschritten bist. Ich kenne dich, Claude Auzello. Aber was meinst du? Sollen wir später noch zur Wohnung rübergehen? Um nach dem Rechten zu sehen?« Zum ersten Mal denkt Blanche wieder an ihre geräumige Wohnung an der Avenue Montaigne im Schatten des Eiffelturms. Von Anfang an, von dem

Moment an, als sie im Chaos des Rückzugs Nîmes verlassen haben, hatte es die Auzellos nur zum Ritz gezogen. Dorthin zeigte ihre Kompassnadel. Dabei haben sie noch ein anderes Domizil, eine Wohnung, in die sich die Nazis nicht eingenistet haben. Und bei dem Gedanken an die Soldaten, die hier im Hotel hinter jeder Ecke lauern, sehnt sich Blanche mit jeder Faser nach einem Zufluchtsort. Die furchtlose Blenderin, die vor der Eingangstür stand und die Nazis wie Bauern herumkommandiert hat, hat sich verflüchtigt. Geblieben ist von ihr – eine Frau.

Eine verängstigte Frau ohne ein echtes Zuhause, eine Fremde in einem Land, das ein furchterregender Feind besetzt hat, sodass sie in frustrierendem Maße von ihrem Mann abhängig ist, der sie immer und immer wieder enttäuscht.

Fast so oft wie sie ihn.

»Ich glaube nicht«, sagt Claude noch mehr von oben herab als gewöhnlich, und Blanche hört es in ihrer momentanen Verfassung mit Erleichterung. »Falls es Rationierungen oder Versorgungsengpässe gibt, sind wir hier im Ritz am besten aufgehoben. Die Deutschen werden sicherstellen, dass sie von allem das Beste bekommen, und vielleicht kriegen wir ein paar Krumen davon ab.« Nach kurzem Zögern geht Claude zu seiner Frau. Er nimmt sie in die Arme und flüstert ihr ins Ohr.

»Das war heute mutig von dir, meine Blanchette«, raunt er, und Blanche zittert unwillkürlich ein wenig und schmiegt sich fester an seine Brust. »Überaus mutig. Aber vielleicht wäre es das Beste für dich, wenn du es stattdessen mal mit ein wenig Feigheit versuchst? Bis wir …? Bis wir weitersehen.«

Sie nickt. Das klingt vernünftig. Ach ja, er klingt immer vernünftig, ihr Claude, außer in einer Hinsicht. Einer überaus wichtigen Hinsicht. Trotzdem kuschelt sie sich ein wenig enger an ihn. Er ist nicht groß, er ist nicht breit oder

muskulös, ihr Mann. Trotzdem gibt er ihr das Gefühl, dass er sie beschützt. So war es von Anfang an gewesen. Ein Mann von seiner Selbstgewissheit, egal wie nervtötend ehrenwert und korrekt, kann einem das vermitteln. Trotz seiner kleinen Hände und seiner schlanken, fast grazilen Finger. Also klammert sie sich an ihn, schließlich ist er das Einzige, was sie noch hat. Als dieser Höllenritt anfing, hätte sie nach Amerika zurückkehren können. Sie hätte bei einem alten Liebhaber in einem anderen Land Zuflucht suchen können, einem Land, das in diesen grotesken Zirkus höchstwahrscheinlich nicht hineingezogen werden würde. Aber nein, sie ist hier in Frankreich geblieben, bei diesem Mann, diesem Ehemann.

Irgendwann einmal sollte sie sich wirklich dazu durchringen und sich fragen, wieso. Aber nicht heute; dafür hat sie schon zu viel hinter sich. Und sie braucht dringendst etwas zu trinken.

Kaum ist Claude mit dem Versprechen gegangen, nicht lange wegzubleiben – einem Versprechen, das er natürlich nicht halten wird –, beschließt Blanche, sich einmal in Ruhe im Spiegel zu betrachten. Seit Tagen hat sie in keinen Spiegel mehr gesehen. Das blonde Haar: nicht Natur. Der Rubinring an der rechten Hand: nicht echt. Den echten Ring hat sie vor Jahren verpfändet und ihn durch eine Nachbildung ersetzt. Claude hat sie es nie erzählt, er hätte ihre Gründe nicht gutgeheißen. Das zarte Goldkreuz, das sie um den Hals trägt, ein Hochzeitsgeschenk von ihrem Mann, ein Witz, wie sie anfänglich dachte, in Wahrheit aber todernst gemeint. Der Pass in ihrer Handtasche, zerknittert und verformt, nachdem sie ihn so lange Tag und Nacht mit sich herumgetragen hat. Nun ja, bei Lichte betrachtet, waren auch sie ein Witz, das hat sie schon manches Mal gedacht.

Jetzt ist *alles* ein Witz. Eine Farce. Ein einziger Schwindel.

Diese neue Realität, dieser neue Albtraum, in dem sie sich wiederfindet … ist Lichtjahre von dem Paris, dem Ritz, dem Mann entfernt, dem sie damals begegnet ist, als sie mit dem Schiff von Amerika herüberkam. Das war vor siebzehn Jahren. Vor einer Ewigkeit.

Vor einem Traum. Genauer gesagt vor mehreren Träumen. Die meisten davon unerfüllt.

So wie es Träume nun mal an sich haben. Und wie Blanche Auzello allzu gut weiß.